



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1928

9 (1928)

Caritasblüten

Nr. 9

September

1928



Betende Unschuld.

O Unschuld immerschön,
Wer hat dich je geseh'n
So schön in hehrem Licht?
Wenn kniet ein betend Kind!
Ja, Gottes Engel sind
Im Himmel schöner nicht!

Der Himmel schaut so mild
Der Unschuld betend Bild,
Verklärt im Gottesstrahl;
O Unschuld, schweb' empor,
Empor zum Engelchor,
Zu schön fürs Erdental!

Sein Engel ihm zur Seit',
Wie er voll Seligkeit
Beim kleinen Engel kniet!
Er flüstert ihm ins Ohr,
Er betet schön ihm vor;
Die Unschuld betet mit!

O könnte beten ich,
Wie du so inniglich,
Wie würd' ich glücklich sein!
Gott, höre sein Gebet,
O hör', die Unschuld steht:
„O halt' mich keusch und rein!“

Briefe eines schwarzen Mädchens, welches das Lehrerinnenexamen bestanden hat.

An Schwester Gustavina.

Centocoro, den 18. 1. 1926.

Teure ehrwürdige Schwester!

Ich erlaube mir, Ihnen für all die Mühen zu danken, die Sie hatten, um mich durch dieses Examen Grad 1 zu bringen. Ihre Bemühungen waren nicht umsonst, denn ich bin wirklich durchgekommen. Gott sei Dank!

Nochmals bitte ich um Verzeihung für den Verdruß, den ich Ihnen ohne meinen Willen bereitet habe. Ich war oft gegen meinen Willen überwältigt von Mißtrauen und Ungeduld. Bitte, vergessen Sie, Schwester. Ich weiß, daß Sie mir verzeihen haben in demselben Augenblick, als ich Ihnen wehe tat, noch ehe ich um Verzeihung bat.

Nun aber, da ich fort bin, kann ich Ihnen ein kleines Geheimnis anvertrauen. Da ich Ihnen oft wehe tat, machte mir mein Gewissen peinliche Vorwürfe. Ich sah die Größe meiner Fehler in den Augen Gottes ein. Wie oft war ich versucht, den Mut sinken zu lassen. Manchmal unterließ ich sogar die heilige Kommunion, denkend, daß ich Gott mißfalle, weil ich seiner Auserwählten wehe tat. Viele Gedanken der Verzweiflung überkamen mich. Nur ein Gedanke gab mir Mut, nämlich daß Gott keine Seele verläßt, die auch nur ein wenig guten Willen hat. Glücklicherweise hatte ich 2 s 6 d (= 2 Schilling und 6 Pence) Geld in jenen traurigen Tagen. In meinem Kummer dachte ich, den bestmöglichen Gebrauch davon machen zu wollen. Dieser Gebrauch ist mein kleines Geheimnis, welches ich Ihnen jetzt offenbaren will. Ich dachte, um Gott zu versöhnen, werde ich von diesem Gelde eine heilige Messe lesen lassen für jene Seelen im Fegfeuer, die der Schwester Gustavine am teuersten sind. Ich weiß, daß ich ihr weh getan, aber wie wird sie sich freuen — auch wenn sie es erst in der Ewigkeit erfährt — daß die geliebten Seelen im Fegfeuer Erleichterung fanden. Ich gab das Geld der lieben Schwester Clementia und die heilige Messe ward in der bestimmten Meinung gelesen. Ich sah es als meine Pflicht an, für den Trubel, den ich Ihnen bereitet hatte; deshalb will ich keinen Dank.

Ich werde Ihnen oft schreiben von meiner Arbeit in der Tagesschule.

Bitte richten Sie meine besten Grüße aus an liebe Schwester Clementia, Schwester Maximina und alle studierenden Schwestern, wenn sie noch da sind.

Mit herzlichen Grüßen verbleibe ich
Ihr Sie liebendes und dankbares Kind
Johanna Dhlamini.

An Schwester Generosa.

Teure ehrwürdige Schwester!

Meine Hand ist nicht imstande niederzuschreiben, was ich fühle. Die Freigebigkeit des Herrn war so groß, auch mich beim Examen durchkommen zu lassen. Ich kann mir die lachenden Gesichter von Luisa und Angela vorstellen. O wie wünsche ich, daß wir uns alle noch einmal wiederfinden möchten an Mutters Zelle, nun nicht mehr zagend und finster, sondern mit den freundlichsten Gesichtern, die Kinder jemals hatten. Der liebe Gott hat wirklich Schwester Gustavinas Arbeit gesegnet, wie Sie uns so oft gesagt haben. Möge das liebe Jesukind alle Sorgen hinwegnehmen, welche die jetzt so glückliche Gesellschaft Ihnen und Schwester Gustavina bereitet hat. Ich weiß, daß sie beide am meisten zu leiden hatten. Ich werde mit meinen Kindern jeden Tag vor und nach der Schule ein Ave für Sie beten.

Ich mache jeden Tag einen Gang von beinahe 10 Meilen zu meiner Tagesschule, welche noch eingerichtet wird. Hochwürdiger Herr Pater Missionar hilft mir viel. Ich habe meine Arbeiten schon verteilt und meinen Stundenplan bald fertig.

Schwester, wie lange schlafen Sie jetzt? Ich denke, mindestens 10 Stunden. Ich habe vor, Ihnen, Schwester Clementia und Schwester Gustavina ein Säckchen mit Früchten zu schicken. Es ist ein Säckchen, weil ich noch keinen großen Sack schicken kann. Dicke Äpfel, damit sie ersetzen, was wir Ihnen genommen; saftige Pflaumen, welche die Tränen ersetzen sollen, die ich Schwester Gustavine ausgepreßt habe.

Ich hoffe, daß dieses Jahr niemand Schwester Gustavina Trübel machen wird und vor ihrer Zelle klagt.

Da ich jedoch niemals genug danken kann für den Erfolg beim Examen, will ich nochmals eine heilige Messe für die armen Seelen lesen lassen, besonders für unsere liebe Schwester Ignatia. Ich glaube, daß ich es ihrem und anderer frommen Seelen Gebete zu verdanken habe, daß ich durchgekommen bin.

Bitte grüßen Sie bestens von mir die liebe Schwester Juliana, Schwester Augustina und Schwester Gottfrieda.

Mit vielen herzlichen Grüßen verbleibe ich
Ihr Sie liebendes Kind
Johanna Dhlamini.



Die Palm' in der Wüste.

Als Joseph auf des Engels Wort,
Das Kind zu retten vor dem Mord,
Aus Bethlehem in dunkler Nacht
Sich nach Ägypten aufgemacht:
Da kam in mühevoller Weise
Er an dem dritten Tag der Reise
An einen Ort, wo im Wüstensand
Eine große grüne Palme stand.

Maria sagte: „Sollen wir
Nicht ruhen ein wenig im Schatten hier?“
Und Joseph hielt mit dem Tier geschwind
Und nahm auf seinen Arm das Kind;
Der Esel ließ mit frommem Neigen
Maria, die Jungfrau, niedersteigen.
Sie setzte sich aufs weiche Moos,
Das Kindlein saß auf ihrem Schoß.

Wohl war nach langer, schwerer Schwüle
Der dichte Schatten süße Kühle:
Doch Speise hatten sie nicht mehr
Und auch der Wasserschlauch war leer.
Mariens Augen schmachkend schauen
Mit hoffnungsvollem Gottvertrauen
Empor zum Himmel und sie spricht:
„Verlaß, o Gott, die Deinen nicht!“

Da plötzlich hob der Gottessohn
Empor zur hohen Palmenkron'
Die beiden Händchen, zart und klein,
Und auch die holden Auglein;
Und süß hinauf zur Krone drang
Der ros'gen Lippe klarer Klang:
„Zu meiner lieben Mutter neige,
O Baum voll süßer Frucht, die Zweige!“

Und siehe, das Wort war gesprochen kaum,
Da neigte sich der Palmenbaum,
Und seine Zweige senkten sich
Gehorsam, ehrerbietiglich:
Maria konnte sattfam pflücken
Und an den Datteln das Herz erquicken,
Und auch Sankt Joseph aß nach Lust
Und dankte Gott aus frommer Brust.

Dann sprach das Kind: „Erhebe wieder
Empor zum Himmel deine Glieder
Und laß aus deiner Wurzel Quell
Ein Bächlein springen frisch und hell!“
Da hob der Palmenbaum alsbald
Auf Befehl empor die stolze Gestalt;
Und aus der Wurzel wunderbar
Entquoll das Bächlein kühl und klar.

Und als sie sich gelabet hatten,
Verließen sie den kühlen Schatten:
Und segnend sprach für Speis' und Trank
Das Kind der Palme seinen Dank.
Und sieh', es kam in lichtem Schein
Vom Himmel her ein Engelein
Und pflückte einen Palmenzweig
Und trug ihn fort ins Himmelreich
Und pflanzte, wie der Herr ihn hieß,
Auf ewig ihn ins Paradies.



Unser Paul.

(Aus den Drakensbergen in Südafrika.)

Ein heidnischer Name war Dyana. Er gehörte dem Motebustamme an und arbeitete bei unserem Nachbar. Dyana konnte nicht gut sehen, da er schwache Augen hatte. In seinem Herzen jedoch brannte immer das Verlangen, zu den Schwestern gehen zu können, und immer wieder bat er, wir möchten ihn zur Arbeit annehmen, damit er in unsere Kirche kommen und katholisch werden könnte. Wir nahmen ihn. Er war sehr arbeitssam, ging fleißig in die Katechese, war nie verdrießlich oder unzufrieden und zu jedem Opfer bereit, mochte die Arbeit ihn auch schwere Schweißtropfen kosten. Vor einiger Zeit wurde er dann mit vielen anderen feierlich getauft und erhielt auf seinen Wunsch hin den Namen Paulus. Jetzt war er noch viel eifriger. Bald konnte er alle Gebete auswendig, versuchte es, den Katechismus zu lesen, und wenn der Katechet abwesend war, betete er die Gebete bei der heiligen Messe und Kommunion laut und deutlich vor. Jeden Abend sah man unseren Paul in der Kirche den Rosenkranz beten.

Seine Heimat war im Basutoland, eine Tagereise weit von hier. Nun faßte er den Plan, sich in der Nähe der Kirche ein Häuschen zu bauen, eine brave Frau zu suchen und ein echt christliches Familienleben zu führen, aber die eiteln Mädchen

lachten unseren Paul nur aus, und zwar deswegen, weil er keine schöne Augen hatte. Er klagte mir sein Leid, und ich riet ihm, dem heiligen Joseph sein Anliegen zu empfehlen. Bald darauf sah ich ihn nicht selten vor der Josepchs-Statue knien. Er meinte es doch so gut. Der heilige Joseph zeigte ihm jedoch einen andern Weg. Paul wurde schwer krank und starb eines sehr erbaulichen Todes in Gegenwart des hochwürdigen Paters Missionar und mehrerer Schwestern, nachdem er die heiligen Sterbesakramente mit rührender Andacht und kindlicher Ergebung in Gottes heiligen Willen empfangen hatte. Bei seinem Begräbnis sprach der Hochwürdige Pater Missionar in rührender Weise zu umstehendem Volke und besonders zur Jugend und erwähnte, daß die Mädchen ihn nun nicht mehr auslachen können; denn er lacht jetzt die anderen aus, da er den Himmel erreicht hat und für seine heidnischen Eltern und Geschwister Fürbitte einlegen wird.



Dank dem Dülkener Missions-Paramenten-Verein.

Wir können nicht umhin, besonders zu bemerken, wie gut der Paramentenverein von Dülken unsere armen Missionsstationen bedacht hat, und wollen wir in Dankbarkeit nachstehend die Liste all der herrlichen Geschenke folgen lassen, mit denen derselbe die Mission beglückte:

4 Kommunionbankdecken

1 Rochett

1 Albe

17 Stolasträgeln,

1 grüne Stola

7 Handtücher

5 Kelchdeckchen

2 Pultdeckchen

7 kleine Deckchen

1 Reisdecke

1 violetttes Messgewand mit Zubehör

1 Chormantel

Stoff für Kleidchen, fertige Kleidchen, Jungenanzüge, Mützen

1 Bilderbuch.

Für Schwester Agritia:

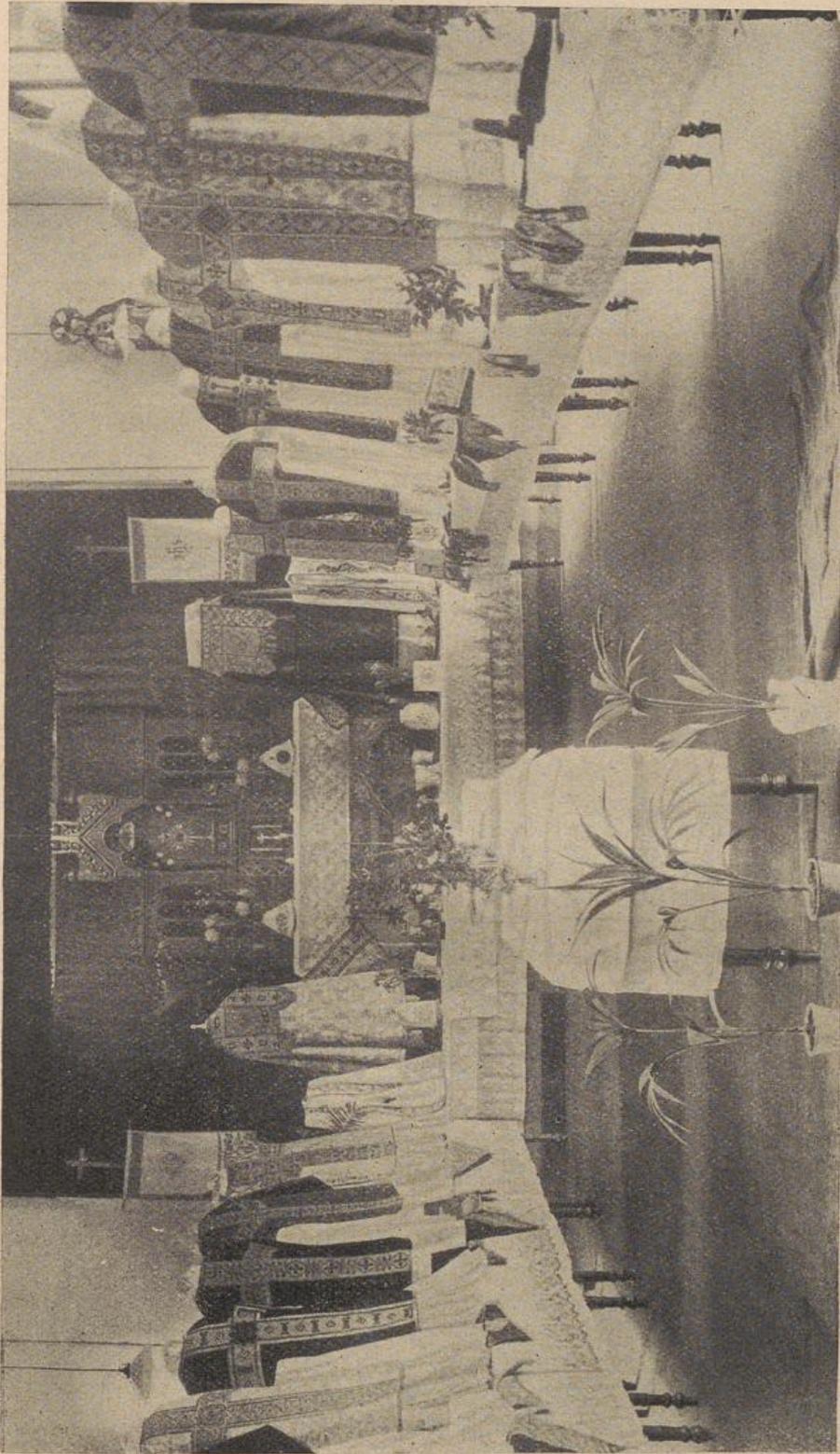
1 Kommunionbankdecke, 10 Stolasträgeln, 1 Albe, 3 Kelchtüchlein, 1 Kelchdeckchen, 1 kleine Decke.

Für Station Portiunkula:

1 Röcklein, 1 Albe, 1 grünes Messgewand mit Zubehör, 1 Altartuch, 2 kleinere Deckchen, 2 Fähnchen.

Für Schwester Nemiliana:

1 Albe, 1 weißes Messgewand mit Zubehör, 2 Kommunionbankdecken, 1 Altardecke.



211
Treffensausstellung vom Paramentenverein in Dülmen.

Die fatalen Bohnen.

(Von Schwester M. Engelberta C. P. S.)

Sim und John, zwei muntere Kaffernburschen, waren schon mehrere Tage auf der Walze. Jeder hatte sein Känzlein auf dem Rücken, auch seinen Becher und Holzlöffel anhängen. Sie marschierten auf der Straße gegen Richmond zu, einem kleinen Städtchen in Südafrika, und hofften daselbst Arbeit zu bekommen. „Du, ich bin schon ziemlich hungrig“, sagte Jim, „komm, gehen wir dort zu dem Farmerhaus; ich war da schon einmal in der Arbeit, habe dem umlungu (Weißen) sein schönes Häuschen bauen helfen, er ist sehr gut und freundlich (unomuso impela) ich bin sicher, wir bekommen da etwas zu essen oder gar noch utshwala (Bier) zu trinken, denn er hält seine Arbeiter gut.“

John der Jüngere, war gleich damit einverstanden und sie steuerten wohlgenut auf das in einem Dattelwäldchen versteckte Farmerhaus zu. Ein merkwürdiger unangenehmer Geruch kam ihnen schon von weitem entgegen und sie sahen und hörten, wie der Farmer, ein noch junger Mann, heftig mit einem Kaffernburschen, es war offenbar der Koch, zankte. „Laß uns lieber umkehren“, sagte John, „siehst Du nicht, der umlungu (Weiße) unolaka lakulu“ (ist sehr zornig). „Nein, er ist ein herzenguter Mensch, der schenkt uns was, ich kenne ihn“, sagte Jim und ging geradeswegs auf den Farmer zu. „Sakubona 'nkosi!“ sagten die zwei schwarzen Kerle sehr untertänig und wiesen nach Negerfittie mit dem rechten Zeigefinger hoch gegen Himmel.

Mr. Smith drehte sich um und erkannte auch sofort seinen früheren Arbeiter. „Sakubona Jim“, sagte er freundlich, „ufunani“ (was willst Du)? „O nkosi, lambile lakulu!“ (O Herr, wir sind sehr hungrig), riefen sie nun beide aus, mit der Hand auf die Magengegend zeigend. Mr. Smith begann zu lachen. Na, da kann ich euch helfen, und wenn es wahr ist, daß ihr wirklich hungrig seid, dann kommt nur und esset den ganzen Kessel voll Bohnen auf.“ Es war ein Kessel voll von gekochten aber total angebrannten Bohnen, gewiß für 10 Arbeiter berechnet.

„Also los, Kerle, wenn ihr wirklich schon drei Tage nichts gegessen habt, — so werden euch die Bohnen gewiß schmecken, wenn sie auch angebrannt sind; denn Hunger ist der beste Koch, schmeckts auch nicht, so ist man's doch,“ sagte er lachend, hieß Jim den Topf nehmen und damit in seine Stube gehen. „So, nun eßt, aber ich sage euch, eßt alles auf und zum Schluß, wenn ihr mich von den im ganzen umusi (Haus) stinkenden Bohnen befreit, bekommt jeder noch einen Schilling Trinkgeld. Also voran, ich bekomme Besuch heute, Jim, gehe mit gutem Beispiel an die Arbeit, daß du ein tüchtiger Esser bist, weiß

ich.“ Der eiserne Kochtopf auf dem Dreifuß stand nun in der Mitte der Stube des Farmers. Die zwei Kerle hockten sich davor, jeder nahm seinen Holzlöffel zur Hand und begannen auf Kommando zu essen. Abscheulich war der Brandgeruch, die Bohnen waren bitter, aber da Mr. Smith noch bei ihnen stand, überwandten die Burschen allen Ekel und führten tapfer ein. Mr. Smith lachte und hinausgehend schloß er hinter ihnen die Türe ab und sagte: „Nun, wenn ihr wirklich alles aufesßt, bekommt jeder 2 Schillinge Trinkgeld, für den Hauptspañ, den ihr mir macht. Salani kahle“ (Adjö)! O weh! Die armen Burschen! es war wirklich nicht möglich, noch mehr davon zu essen, aber die 2 Schillinge Trinkgeld, ha, das mußte verdient werden! Da sah sich Jim, dem alles hier wohlbekannt war, um. „Halt“, rief er, „nimm dort die hohen Rohrstiefel, unterm Bett stehen sie.“ John war flink bei der Hand und rasch hatten sie eine Menge Bohnen hineingestopft. So, nun dort seine Jagdtasche, die wollen wir ebenfalls voll füllen. Jim grinste vergnügt, aber noch war ein guter Rest Bohnen im Topfe. Wohin damit?! — Halt, der Wasserkrug stand neben dem Waschtische auf dem Waschtischchen. Dahinein nun wurde der letzte Rest der Bohnen gestopft. Gott sei Dank, sie waren glücklich untergebracht und schon hörten sie Mr. Smiths rasche Fußtritte; er kam, sah zur Tür herein und eben noch stopfte ein jeder der Kerle einen tüchtigen Löffel voll in den Mund. Mühsam standen sie auf und zeigten auf den wohlgefüllten Magen, sich so viel als möglich aufblähend. „Sigabonga ukos', sifuti kakulu! Wir danken, Herr, wir sind sehr satt!“ — Mr. Smith stand sprachlos, dann brach er in herrliches nicht endenwollendes Lachen aus, gab jedem noch das versprochene 2-Schilling-Stück in die Hand, und Jim und John machten sich so schnell als möglich aus dem Staube.

Mr. Smith mußte sich auf sein Bett setzen vor lauten Lachen, solchen Hauptspañ hatten ihm die schwarzen Kerle mit ihrer außerordentlichen Esserei gemacht. Nach einer Weile zog er seine „Goldene“ heraus. Es war Zeit für ihn, frische Toilette zu machen, der Zug aus Maritzburg mußte bald auf dem kleinen Bahnhof in Richmond eintreffen, dann kam seine Braut Miß Mary mit der zukünftigen gestrengen Schwiegermama, da mußte er fein sein, und alles war ja schon zum Empfang bereit; die ganze Farm fein aufgeräumt, die Wege schön gekehrt, nur die fatalen Bohnen hatten ihm heute soviel Verdruß bereitet, weil sie der Koch anbrennen ließ, und er wollte doch gerade heute seinen Arbeitern statt den üblichen Pallisch (Maisbrei) gute Bohnen vorsehen, damit Miß Mary sein gutes Herz in jeder Beziehung kennenlerne. Nur sonderbar, daß der Brenngeruch gar nicht aufhören wollte, es roch ganz schrecklich, sogar jetzt noch immer, obwohl die Kerle alle Bohnen aufgeessen. —

Wie werden Mary und ihre Frau Mutter lachen, wenn er ihnen das erzählt, dachte Mr. Smith, zog dabei die fein gewickelten, hohen Röhrenstiefel unterm Bett hervor, — ein kräftiger Ruck, und seine Füße staken in den Bohnen, — sein Kopf aber, war über und über mit der Bohnensuppe überspritzt. — Hu, wie er da emporschnellte und natürlich schnell zum Waschtisch hin. — „Die abscheulichen Lumpen!“ schimpfte er dabei — nahm schnell den Wasserkrug und goß das vermeintliche reinigende Naß über sein wohlfrisiertes strohblondes Haar. Aber was war das! Bohnen, nichts als stinkende Bohnen, dick und dünn, rieselten über sein Haupt, Gesicht, Hals und Nacken, über das frische weiße Hemd, — es war zum Verzweifeln! — Was nur anfängen, kein Tröpfchen Wasser in der Nähe — er konnte kaum schauen; denn selbst die Augen waren voll Bohnenbrühe. — Da noch ein rettender Gedanke. Er griff nach der Jagdtasche, darin mußte ein Handtuch sein, um wenigstens das größte abzuwischen; denn es war keine Zeit mehr zu verlieren, der Zug mußte schon da sein, und der Besuch am Ende gar schon auf dem Wege zu ihm. — Was mußte sich Mary denken, daß er nicht einmal entgegen kam. — Also die Jagdtasche, wo ist sie doch, mein Gott, er konnte ja gar nicht mehr sehen; — ja richtig da hing sie über dem Bette. Ein rascher Griff hinein, — da die Hand bis zum Ellenbogen, samt den weißen Hemdärmel voll, voll von Bohnen!!! — Fast ohnmächtig vor Wut, ratlos, stand Mr. Smith, der arme, ganz und gar empfangsunfähig gemachte Bräutigam, da und von draußen herein hörte er bereits die süße Stimme Marys, wie sie jammernd ausrief; „Ach, Fred, was ist ihm doch passiert, daß er uns nicht einmal entgegenkommt; ach, ich ahne ein Unglück, Mama!“ „Ein Unglück muß geschehen sein“, hörte er sie nochmals in weinerlichem Tone ausrufen und darauf die Mutter sagen: „Daran ist nicht zu zweifeln.“

Und jetzt, — da riß Mary die Thür seiner Wohnstube auf und blieb mit einem Schrei des Entsetzens stehen. — „Fred, armer Fred, was ist dir geschehen!“ rief sie aus und eilte gleich, Wasser herbei zu bringen. Die Schwiegermutter aber, welche in der etwas dunklen Stube; denn es war rundherum eine Veranda gebaut, nicht mehr gut sehen konnte, hielt die Bohnenbrühe für Blut und war fast ohnmächtig auf Mr. Smiths Bett gesunken, mitten in die fatalen Bohnen hinein. Doch schließlich, als sie sah, daß kein Tröpflein Blut vergossen worden und ihre Tochter so liebevoll und echt hausmütterlich um ihren Fred zu reinigen beschäftigt war, erholte sie sich rasch und die ganze Geschichte löste sich in Heiterkeit auf. Ja, es war höchste Zeit, daß Mr. Smith bald eine Hausfrau bekam, damit ihm nie mehr solch' eine fatale Geschichte passiere. Jim und John aber saßen indessen gemächlich in einer Bierschenke und ver-

tranken ihre 2 Schilling wohlverdiente Belohnung für den Hauptspatz, welchen sie dem freundlichen Mr. Smith bereitet hatten; denn der fatalen Bohnen wegen ließ sich die Schwiegermutter bewegen, die Hochzeit viel früher als sie erst zugeben wollte, zu feiern. Ende gut, alles gut! —



Antilope, Ost-Afrika.

Allerlei aus unseren Missionsgebieten.

Mariannahill. — Aus der Schule. — Unsere verstorbene Schwester Ignatia liebte es so sehr, den Eingeborenen die Fehler, die sie ablegen, und die Tugenden, die sie üben sollten, recht anschaulich zu machen. Einmal wollte sie ihnen die Häßlichkeit der Lüge zeigen. Die kleine Käthe eignete sich sehr gut, ein Kind vorzustellen, das gelogen hat. Sie stand da, das Köpfschen gefenkt; andere Kinder zeigten nach ihr, damit man sofort erkennen kann, daß sie etwas Böses getan. Käthchen spielte ihre Rolle sehr gut. Hinter ihr stand der Schutzengel, weinte und wandte sein Gesicht von seinem Schülking ab. Ein Junge, ein richtiger Tunichtgut, mußte den Teufel vorstellen, und Schwester Ignatia sagte ihm: „Unsere Aufführung ist nur ein Bild, Du

darfst Dich darum nicht bewegen; halte den Schwanz nur schön hoch.“ Aber in seiner großen Freude, daß er den Teufel spielen durfte, vergaß Alois den Rat der Schwester und wedelte tüchtig zur Freude aller Anwesenden; denn er hatte ja auch gesiegt. Der Vorhang wurde wieder hochgezogen. Käthchen hatte das Böse der Lüge erkannt, kniete nieder und bat um Verzeihung. Ihre Freundin stand ihr zur Seite, sie zu trösten. Der Schutzengel war wieder versöhnt und lächelte ihr freundlich zu. Der böse Feind wandte knirschend den Rücken.

Am andern Morgen sagten die Schüler zu Schwester Ignatia: „Dieses Tableau hat gewirkt ohne Worte.“

*

Der Besuch einer Nebenstation „Mandundube“. — Mandundube ist eine unserer Außenschulen und ist fünf Stunden zu Fuß von Mariannahill entfernt. Dort ist das ärmste Kirchlein, das ich bis jetzt gesehen habe. Der Altar ist ein gewöhnlicher Tisch; die Stufen desselben sind von Erde. Die Decke ist mit Säcken verschlagen und aller Schmuck fehlt. Der Grund dieser Armut ist wohl darin zu suchen, daß diese Schule in einer protestantischen Gegend liegt und nur als ein Kraal betrachtet wird, wofür die Eingeborenen Taxen zahlen müssen. Nur zwei katholische Familien wohnen dort. Der Weg zu dieser Schule ist ein recht beschwerlicher, weil es immer bergauf und bergab geht. Außerdem muß man drei große Flüsse passieren, die aber, weil es hier schon lange nicht mehr geregnet hat, ganz ausgetrocknet sind.

An einem schönen Junimorgen dieses Jahres machte ich mich in aller Frühe auf, um auch hier die Frauen mündlich und praktisch zu unterrichten. Weil ich den Weg zu Fuß zurücklegen wollte und vor hatte, noch am selben Tag zurückzukehren, machte ich mich in Begleitung von zwei größeren Mädchen auf den Weg morgens um drei Uhr. Um sieben Uhr machten wir eine kleine Pause und nahmen unser Frühstück auf einer Wiese. Weil der Morgen aber recht kühl war, brachen wir bald wieder auf, denn wir waren vom Laufen erhitzt, und fürchteten, durch das Sitzen uns eine Erkältung zuzuziehen. Als die liebe Sonne ihre ersten Strahlen über die Berge sandte, waren wir bereits am dritten Fluß angelangt und erreichten nach einer halben Stunde unseren Bestimmungsort. Bei unserer Ankunft war noch niemand da, und so fand ich Zeit, meine Gebete zu verrichten. Da dies bereits der dritte Besuch war, den ich hier machte, wollten die Frauen mir zeigen, daß sie zu Hause schon recht fleißig sind. Wie erstaunte ich, als ich aus der Schule herauskam und draußen ungefähr 30 Frauen auf dem Boden sitzend mit ihren Handarbeiten beschäftigt antraf. Einige strickten, andere flichtten. wieder andere hatten sogar ihre Matten mitgebracht und flochten

nach Herzenslust. Auf die Frage, ob sie auch schon den Platz zurecht gemacht hätten, wo sie den Gemüsegarten anlegen sollten, verstummten sie und versprachen, jetzt gleich anzufangen. Nach einer kleinen Unterhaltung gingen alle ins Schulzimmer, wo der eigentliche Unterricht beginnen sollte. Diesmal kam ich mit etwas, was der Eingeborene gar nicht versteht: „Sparsam sein im Brauchen und Verbrauchen.“

Der Eingeborene kennt für gewöhnlich kein Maß. Hat er viel, so braucht er viel, hat er wenig, so begnügt er sich mit wenigem. Sobald die Ernte beginnt, verschwenden sie ihren Vorrat für den Winter. Zur Zeit der Ernte, wenn alles recht billig ist, verkaufen sie den Mais zu 2/— per Tin und wenn sie dann nachher nichts mehr haben, kaufen sie denselben Mais wieder für 6/— per tin zurück. Auch laden sie viele Leute zum Trinken ein und vergeuden so alles. Sind sie aber arm geworden, dann haben sie keine Freunde mehr und niemand bringt ihnen etwas.

Dann braucht der Eingeborene viel Geld für Medicinen; auch muß er sehr oft und viel Strafe bezahlen wegen Streit bei Trinkgelagen.

Die Frauen werden nun angelernt, keine Zeit und kein Geld zu verschwenden und recht genau in kleinen Dingen zu sein. Das Beispiel des lieben Heilandes, wie er nach der Speisung der 5000 Menschen die übrig gebliebenen Stücklein Brot sammeln ließ, macht stets großen Eindruck auf die Frauen und sie sehen ein, daß sie Sparsamkeit lernen müssen, um Fortschritt in ihren Familien zu machen.

Aus diesem Wenigen können die lieben Leser sehen, welche Mühe wir uns hier geben müssen, um den Frauen zu helfen, damit sie ihren Familien ein besseres Heim gründen können und so Friede und Eintracht eher erhalten bleiben und auch die Männer nicht vergessen, nach Hause zu kommen; denn man sagt allgemein, wenn die Frauen einmal anfangen, die Hauswirtschaft besser zu führen, belehrten sich die Männer gar bald und ließen auch das Trinken in anderen Kraals. — Das gebe Gott.

*

Der erste Zuschneidekurs in St. Wendelin. Im April vorigen Jahres ging ich, nachdem die Schule aus war, in Begleitung einer meiner Schülerinnen nach St. Wendelin, um einigen Frauen das Zuschneiden eines Kleidchens oder einer Bluse zu zeigen. Bei meiner Ankunft fand ich 10 Frauen, die schon voll Begeisterung warteten. Papier und Scheren hatte ich mitgenommen und so konnte das Zuschneiden nach einer kleinen Unterweisung beginnen. Es war interessant zu sehen, wie die alten Schülerinnen sich plagten, die Schere

richtig zur Hand zu nehmen und dann — es vergingen zwei Stunden, der Schweiß rollte von den Gesichtern, und immer kam noch kein richtiges Muster heraus. Einige meinten, sie lernten es nie, andere wiederum sagten, sie hörten nicht auf, bis sie es könnten. Ich ermunterte sie zu neuen Versuchen und nach kaum einer Stunde konnte jede aus freier Hand, ohne Muster, eine Bluse oder ein Kleidchen schneiden. Ihre Freude war so groß, daß diese alten Frauen anfangen zu hüpfen und zu tanzen. Zum Schluß knieten alle nieder und dankten dem lieben Gott mit einem Gebet.

Viele der Frauen hier haben nie eine Schule besucht und darum sind sie in allem so zurück.



Etwas über die Heuschreckenplage.

Von Schwester Aquilina von Monte Casino, Rhodessia.

Nach vielen Jahren sah ich hier die ersten mächtigen Heuschreckenschwärme das Land durchkreuzen. Es war im Juni, wo die Ernte bereits eingeheimst ist und die lästigen Gäste nicht viel verderben können. So zogen sie denn auch zwei Tagereisen weit von der Mission weg, um an einer anderen Stelle ihre Eier zu legen. Im Monat November kam aus der dortigen Gegend das Gerücht von entsetzlichen Heuschreckennestern. Polizisten und Volk wanderten tagsüber dahin, um die Brut zu vergiften und tausende von Schwärmen wurden zerstreut; aber sie kamen an kein Ende und es hieß schon, daß die ersten Schwärme, die bald fliegen können, ihre Märsche bald antreten werden. Täglich beteten wir um Abwendung dieser Plage und bis anfangs Dezember blieben wir auch davon verschont. Da plötzlich am 5. ds. Mts. riefen ein paar Buben mit lauter Stimme: „Schwester komm, komm schnell!“ Zu meinem Schrecken sah ich den Heuschreckenschwarm gleich einer mächtigen Rauchsäule daherziehen. Anfangs blieb er noch jenseits des Flusses und wir glaubten uns außer Gefahr. Da drehte sich der Wind und trieb den Schwarm in unmittelbare Nähe der Mission, wo sich die ungebetenen Gäste auf ein Maisfeld niederlassen wollten. Die Kirchenglocken wurden geläutet, und im Nu waren alle möglichen Instrumente zur Hand, um sie durch Lärm, Gesang und Geschrei zu vertreiben, was dann auch gelang. Kaum waren wir in das Haus zurückgekehrt, da kam ein neuer mächtiger Schwarm von der westlichen Seite her und ließ sich eine gute halbe Stunde von der Mission entfernt, nieder. — Hier

muß ich bemerken, daß Heuschrecken Leckerbissen für die Schwarzen sind und die Jugend nicht mehr zu halten ist, wenn es gilt, Heuschrecken zu fangen. — Die Tiere saßen am Boden handbreit dicht aufeinander und ebenso auf den Bäumen, so daß die Äste derselben unter der Last fast brachen. Es brauchte nicht viel Zeit, um die Säcke zu füllen, welche die Schwarzen mitgenommen hatten. Des andern Tags wurde die reiche Beute mit dem großen Ochsenwagen geholt. Nun wurde gekocht, Tag und Nacht und den feinen Bratengeruch konnte man schon eine halbe Stunde vor der Station wittern. Zum Leidwesen der Kinder regnete es anhaltend, so daß sie ihren geflügelten Braten nicht trocknen konnten. In diesem Falle sind sie nämlich nicht genießbar und fallen den Hühnern als Leckerbissen zu. Monatelang zehrte unser Federvieh von diesem Vorrat und legte aus Dankbarkeit mehr Eier als sonst. Unsere Schulkinder waren jedoch ganz ärgerlich und sagten: „Wir haben doch nur für die ‚Huku‘ d. i. für die Hühner gearbeitet.“

Am Feste Mariä Empfängnis kam ein neuer mächtiger Schwarm, der nur mit großer Mühe wegzubringen war. Trotzdem war es interessant zu sehen, wie sie sich, sobald Lärm um sie herum war, am Boden rollten, bis sie zum Fliegen kamen; hielt man aber ein mit dem Geräusch, dann saßen sie auch direkt wieder am Boden. Glücklicherweise verließen sie uns, ohne weiteren Schaden anzurichten.



Ährenlese.

Maria Trost: Nordhela, ein echter Heide, hatte nur ein Weib, das schon lange Katechume war und mit Freuden dem Tage der heiligen Taufe entgegensah. Eines ihrer Kinder war auf den Namen Viktoria getauft, doch zwei größere Mädchen und ein Knabe gingen noch als Heiden herum, weil der heidnische Vater es so wollte. Allein die Mutter wußte heimlich eines der Mädchen, „Nonyaniso“, zur Schule zu schicken. Nach einigen Wochen kam auch das zweite, „Nomazamaniso“. Das war aber dem heidnischen Vater zu viel; die letzte, seinen Liebling, holte er mit Gewalt wieder nach Hause. Traurig ging sie heim und sagte zu mir: „Ich komme doch bald wieder, ich will auch lernen und Kleider tragen wie die anderen. Nomazamaniso half der Mutter zu Hause, holte Wasser und Holz, jätete die Felder und bereitet das Essen. Jeden Sonntag aber kam sie frühzeitig zur Kirche und ließ sich von ihrer Schwester Nonyaniso unterrichten. Bald konnte sie einige Gebete hersagen, machte einige Buchstaben

auf eine kleine Tafel und wußte schon, daß im Missionskirchlein nicht geredet werden darf, daß man dort andächtig sein müsse, weil der liebe Heiland darin wohnt. Nomazamaniso erzählte dann dem Vater zu Hause, was sie alles gelernt hatte.

Da wurde nun Nordhlela krank und er ließ mir durch seine Tochter sagen, ich möchte kommen und ihm vom lieben Heiland erzählen. Überglücklich war er, wenn er die eine oder andere Frage, die ich an ihn richtete, beantworten konnte. Als ihn dann der Missionar eines Tages recht elend fand, taufte er ihn auf den Namen „Maurus“. Jetzt schickte er auch Nomazamaniso wieder zur Schule; denn er wollte, auch sie sollte getauft werden. An einem Sonntag besuchte ich ihn mit sämtlichen Schulkindern. Er ließ die schönste Matte auf dem Boden ausbreiten und gab mir sein bestes Klößchen, um mich darauf zu setzen. Ich erteilte ihm einen kurzen Unterricht und dann sangen und beteten die Kinder mit ihm. Er freute sich sehr und dankte herzlich für den Besuch. Dann trug er Nonyaniso und Nomazamaniso auf, recht brav und fleißig in der Schule zu sein und meinte, wir möchten doch noch öfters kommen.

Noch einige Monate lag er krank auf seiner Matte, erbaute alle und verlangte nur noch, Jesus in der heiligen Kommunion empfangen zu können. Auch diese Gnade wurde ihm noch zuteil. Doch bald darauf rief ihn der liebe Heiland zu sich und sein Wunsch, daß alle seine Kinder getauft werden möchten, ging in Erfüllung.

Schw. M. Amata.



Warum wir Maria verehren.

Der Kardinal Dechamps traf einst mit einem protestantischen Engländer zusammen und das Gespräch kam bald auf religiöse Dinge. Dem Protestanten wollte vor allem die Muttergottesverehrung nicht gefallen. „Ich wende mich“, sprach er, „lieber g'radwegs an Christus, den Herrn!“ „Ich auch,“ erwiderte der Kardinal, „nur komme ich nicht allein, sondern am liebsten in Begleitung seiner heiligen Mutter. Kann wohl ein Zweifel darüber herrschen, erstens, wer von uns beiden besser aufgenommen wird, und zweitens, wer eher und sicherer Erhörung findet?“ Der Protestant wurde nachdenklich. Später trat er zur katholischen Kirche über.



Gebetserhörung:

Eine Schwester, welche plötzlich schwer erkrankte, wurde durch die Fürbitte der kleinen heiligen Theresia wieder gesund. Veröffentlichung war versprochen.
M. P.